

Sozialpädagogen und Heimleiter im Umgang mit Angehörigen von Heimbewohnern : "Wir können und wollen die Eltern nicht ersetzen"

Autor(en): **Kocher, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **74 (2003)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-804676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SOZIALPÄDAGOGEN UND HEIMLEITER IM UMGANG MIT ANGEHÖRIGEN VON HEIMBEWOHNERN

«Wir können und wollen die Eltern nicht ersetzen»

In der Beziehung zwischen den Eltern eines behinderten Menschen sowie des Fachpersonals eines Heimes lauern viele Spannungsfelder. Doch wo liegen eigentlich die grundsätzlichen Probleme, und was zeichnet eine konstruktive Partnerschaft aus? Versuch einer Annäherung an eine höchst ungleiche Partnerschaft.

Eltern und Fachpersonal eines Heims hätten oft Mühe, bei der Erziehung eines Kindes eine gemeinsame Linie zu finden, würden sich im Kompetenzgerangel aufreiben und gäben sich häufig gegenseitig die Schuld für das Scheitern eines ins Auge gefassten Ziels, ist aus Fachkreisen öfters zu hören. Für Domenico Curcio, Leiter des Wohnheims Domino in Hausen/AG, sind diese Vorurteile allerdings viel zu pauschal gehalten und würden nur in Ausnahmefällen stimmen: «Selbstverständlich ist auch in unserem Wohnheim nicht immer alles himmelblau, doch im Grossen und Ganzen pflegen wir mit den Eltern oder dem gesetzlichen Vertreter unserer Klienten ein gutes, konstruktives Verhältnis.»

Dass dem so ist, führt der gelernte Automechaniker, der über eine berufsbegleitenden Ausbildung zum Sozialpädagogen, und mit verschiedenen berufspraktischen Funktionen und Erfahrungen wie Weiterbildungen an der Managementchule am



Domenico Curcio: Partnerschaftlich ausgerichtete Zusammenarbeit verlangt nach gegenseitigem Respekt und nach klarer Kompetenzordnung.

Institut für angewandte Psychologie sowie der Heimleiterausbildung als Leiter im Wohnheim Domino gelandet ist, auf die Philosophie des von ihm geführten Betriebes zurück:

«Für uns sind die Eltern in jedem Fall die wichtigsten Bezugspersonen im Leben eines Heimbewohners und aus diesem Grund unersetzbar.

Die emotionale Bindung zwischen Eltern und Kind können und wollen wir nicht konkurrenzieren.»

Diese Maxime gelte auch, wenn das Verhältnis in der Familie (z.B. zwischen Eltern und Kind) belastet sei. Das Ziel des Heims wiederum sei es, so Domenico Curcio weiter, Menschen

mit einer Behinderung im Alltag zu begleiten, zu unterstützen und zu betreuen. Und dies solle – wenn immer möglich – in einer partnerschaftlich ausgerichteten Zusammenarbeit geschehen.

Dass diese Philosophie auch tatsächlich ins tägliche Heimleben umgesetzt wird, können Margrit und Josef Stäubli aus eigener Erfahrung bestätigen. Das Elternpaar hat vor gut anderthalb Jahren für seine heute 35jährige Tochter Barbara, die mit dem Down-Syndrom zur Welt gekommen ist, im Wohnheim Domino einen Platz gefunden. «Ein Umstand,

der sich in der Zwischenzeit als wahrer Glücksfall erwiesen hat,» sagt Josef Stäuble. Einerseits habe sich nämlich die Zufriedenheit ihrer Tochter in dieser Zeit stark verbessert, andererseits sei das Einvernehmen mit der Heimleitung ausgesprochen gut.

«Ein Kompetenzgerangel bringt niemandem etwas»

Als Basis oder Fundament einer guten Beziehung zwischen Fachpersonal und Eltern betrachtet die Heimleitung sowohl den gegenseitigen Respekt, als auch eine ganz klare Kompetenzordnung, denn Probleme gäbe es vor allem da, wo Verantwortlichkeiten und das Miteinander nicht klar definiert seien.

Wie ein solches Kompetenzgerangel im Alltag aussehen kann, erklärt Curcio anhand eines Beispiels: «Der Vater einer unserer Heimbewohnerinnen hatte den Eindruck, dass seine Tochter übergewichtig sei. Zwar waren die verantwortlichen Sozialpädagogen/Betreuungspersonen und die Heimleitung nicht dieser Auffassung, doch der Vater bestand darauf, dass sich die erwachsene Frau auf dem Homevelo abmüht und weniger isst. Was geschah? Ständig mit der Gewichtsfrage konfrontiert, verlor die Frau zunehmend an Selbstwertgefühl und konnte sich je länger je schlechter akzeptieren.» Eine depressive und schlechte Grundstimmung sowie ein selbstverletzendes Verhalten waren die Folge. Letztlich sei der Heimleitung, so Domenico Curcio, nichts anderes übriggeblieben, als in einem «klaren, aber bestimmten Gespräch» dem Vater verständlich zu machen, dass vor dem Hintergrund der eigenen Wertschätzung und Lebensqualität seiner Tochter in erster Linie andere Wege zum Ziel führen und seine Meinung in diesem Fall nicht wesentlich sei.

«Im Zentrum des Interesses steht immer der Betroffene»

Ein anderes Beispiel erzählt von einer jungen Frau, bei der das Thema «Verhütung» aktuell wurde. Aufgrund der Risikoeinschätzung durch das Betreuungspersonal war hier die Heimleitung der Ansicht, dass es von Erfordernis wäre, wenn die junge Frau aktiv selbst verhüten würde. «Trotz mehreren intensiv geführten Gesprächen war die Mutter dieser jungen erwachsenen Bewohnerin hingegen der Meinung, dass bei ihrer Tochter die Gefahr einer Schwangerschaft nicht gegeben sei,» erzählt Curcio. «Da die Verantwortung in diesem Fall klar bei der Mutter lag, galt es nun für uns, uns abzugrenzen und den Entscheid der Mutter zu akzeptieren. Da im Rahmen unserer im Betriebs- und Betreuungskonzept festgehaltenen Betreuungsgrundsätze das Betreuungspersonal nicht 24 Stunden rund um die Uhr eine unmittelbare Aufsicht übernehmen kann und will, ist es wichtig, dass die Verantwortlichkeiten zwischen Angehörigen und Heimpersonal auch schriftlich klar festgehalten werden, und die Heimleitung das Personal von dieser Verantwortung entlastet.»

Für Margrit und Josef Stäuble stellen sich solche Probleme nicht, da auftauchende Fragen so rasch als möglich mit den Sozialpädagogen oder der Heimleitung besprochen und gemeinsam Lösungen gesucht werden. Für die Eltern zählt einzig das Wissen, «dass es Barbara gut geht, dass sie kompetent betreut wird, und dass sie mit Geduld und Kompetenz gefördert wird». Und bei ihrer Tochter merke man das spätestens dann, wenn sie ein Wochenende zu Hause ver-

bringe: «Barbara freut sich dann immer wieder so aufs Heim, dass sie manchmal – für unseren Geschmack – fast zu früh wieder zurück will.» Allerdings sei das nicht verwunderlich, fügt Josef Stäuble lachend hinzu: «Im Domino läuft natürlich immer etwas. Da feiern sie Fastnacht, machen ein Sommernachtsfest oder organisieren einen Spaghetti-Plausch.»

Und wie geht man als Verantwortlicher damit um, wenn die Eltern der Meinung sind, dass sich ihr Kind in einer «falschen Wohngruppe» befinde oder ein Sozialpädagoge andere Behinderte bevorzuge?

Dazu Curcio: «Erstens gilt es, sich selber und auch im Betreuungsteam immer wieder kritisch zu hinterfragen, ob jeder Klient gleich viel Zuwendung erhält, wie der andere.

Zweitens versteckt sich hinter einem solchen Vorwurf häufig ein ganz anderes Problem oder Bedürfnis. Da gilt es nun, im Gespräch mit den Eltern herauszufinden, welches Problem dies ist,

und wie man es lösen kann.» Sollten die Eltern den expliziten Wunsch nach einem Gruppenwechsel äussern, dürfe man ihnen auch durchaus begreiflich machen, dass man sich auch im «normalen» Leben die Nachbarn nicht aussuchen könne.

Vielmehr gehe es darum, mit der Andersartigkeit der Nachbarn lernen umzugehen, und Möglichkeiten und Chancen für die Entwicklung ihres Kindes aufzuzeigen. Liege jedoch nachweislich eine unabänderliche Einschränkung von Entwicklung und Lebensqualität der Betroffenen vor, und sei dies im Weiteren auch Wunsch und Bedürfnis des Heimbewohners, sei es auch im

«Im Domino läuft natürlich immer etwas. Da feiern sie Fastnacht, machen ein Sommernachtsfest oder organisieren einen Spaghetti-Plausch.»



Barbara: Permanente, offene und ehrliche Kommunikation und nachvollziehbare Vertrauensbasis zwischen Eltern und Profis ...

... Resultat: Barbara fühlt sich ausgesprochen wohl im Heim.



Interesse des Heimes und in der Kompetenz der Heimleitung, einen Gruppenwechsel vorzunehmen.

Kommunikation und Transparenz schafft Vertrauen

Und was ist sonst noch wichtig, um eine konstruktive Partnerschaft zu erreichen? «Wir stellen immer wieder fest,» so Curcio, «dass es ausserordentlich wichtig ist, mit den Eltern ein gutes Vertrauensverhältnis aufzubauen und zu pflegen. Dies erreicht man einerseits durch eine permanente, offene und ehrliche Kommunikation, andererseits durch eine nachvollziehbare Transparenz der Abläufe im Heim.» Ein wichtiger Fixpunkt sei in diesem Zusammenhang die jährlichen Standortbestimmung, in der der Klient, das Fachpersonal, die interne Bezugsperson sowie der gesetzliche Vertreter gemeinsam ein Ziel definieren würden.

Ab und zu käme es auch vor, so Curcio, dass man die Eltern daran erinnern müsse, dass sie nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten hätten. «Es kann natürlich nicht sein, dass man einfach uns die Lebensgestaltung und die Lebensplanung eines Kindes übergibt. Wir erwarten in diesem Sinn nicht nur Kritik, sondern auch konstruktive Vorschläge von Seiten der Eltern.»

Und was zeichnet für Margrit und Josef Stäuble eine konstruktive Partnerschaft aus? «Wir können Domenico Curcios Aussagen nur bestätigen. Das Verhältnis zwischen

Heimleitung und Eltern steht und fällt mit dem Vertrauen, das man ineinander hat.» Josef Stäuble ergänzt: «Wenn uns etwas nicht passt, fressen wir es halt nicht in uns hinein und lästern hinter dem Rücken der Betroffenen, sondern wir reden mit den Verantwortlichen.» Ein Vorgehen, das von der Heimleitung übrigens sehr geschätzt werde. Abgesehen davon, könne man jederzeit Probleme oder Vorschläge anbringen und werde dabei immer ernst genommen.

Und ein letzter Punkt, der für Margrit Stäuble wichtig ist: «Im Domino kann man ohne Voranmeldung vorbeige-

hen. Das fördert das Vertrauen natürlich zusätzlich.»

Dank diesem offenen und freundschaftlichen Verhältnis seien im Wohnheim Domino, so Curcio, heftigere und länger anhaltende Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Fachpersonal äusserst selten. «Wenn man dem Eltern-Kind-Verhältnis Respekt und Achtung gegenüberbringt und seine eigene Rolle klar definiert, kommt man nur in Einzelfällen nicht zum gewünschten Ziel. Und letztlich muss man sich natürlich auch im Klaren sein, dass jeder gemeinsame Weg Höhen und Tiefen hat.»

Wenn die Eltern sterben – wie weiter?

Ein anderer Problemkreis ergibt sich beim Tod der Eltern. Ein Fall, der im Wohnheim Domino vor wenigen Monaten eingetreten ist: «Sobald man

sieht, dass im direkten Umfeld eines Heimbewohners ein ernsterer Krankheitsfall besteht oder sogar der Tod eines nahen Verwandten bevorstehen könnte, gilt es, die Endlichkeit des Lebens zu thematisieren,» erklärt Domenico Curcio den Umgang mit diesem Thema. Dabei gelte es, die Sorgen der Klienten ernst zu nehmen, sich die erforderliche Zeit einzuräumen und ihre Autonomie zu respektieren. «Auch hier gilt, immer so ehrlich, offen und verständlich wie möglich kommunizieren.»

Nach einem Todesfall begleitet man im Wohnheim Domino die betroffene Person durch den Trauerprozess und führt – bei Wunsch – Rituale wie Kerzen anzünden, Friedhofbesuche oder verschiedene Gespräche durch. «Im Grossen und Ganzen stellen wir fest, dass die Behinderten fast ein natürlicheres Verhältnis zum Tod haben als wir,» resümiert Curcio. In einem weiteren Schritt gelte es, neue,

externe Bezugspersonen zu finden, damit die Heimbewohner nicht «komplett aufs Wohnheim fixiert sind und neue «Aussenbeziehungen» aufbauen können.»

Und wie sieht die Zukunft bei der Familie Stäuble aus? «Seit Barbara im Domino ist, können wir den Gedanken an die mittel- bis längerfristige Zukunft wesentlich gelassener nehmen,» sagt dazu Margrit Stäuble. «Im Domino sind nämlich sowohl der Arbeitsprozess, als auch Hobby und Freizeit ideal auf die Behinderten abgestimmt. Abgesehen davon müssen wir keine Angst haben, dass unsere Tochter in absehbarer Zeit einen anderen Wohnort oder eine andere Arbeitsstelle suchen muss. Einfacher gesagt: Das Domino ist zum zweiten Zuhause unserer Tochter geworden.»

Text und Bild: Markus Kocher

Wohnheim Domino

Das Wohnheim Domino in Hausen/AG wurde im Oktober 1999 in Betrieb genommen. Die 44 Angestellten (31,6 Stellen) betreuen Menschen mit einer geistigen, beziehungsweise schwer-, mehrfachen oder einer psychischen und/oder einer Sinnesbehinderung. Nicht aufgenommen werden Menschen mit einem Drogenproblem.

Angeboten werden aktuell 32 Wohnplätze (aufgeteilt in 4 Wohngruppen à 8 Einzelzimmer) sowie 5 Plätze in der Aussenwohngruppe Brugg, 18 geschützte Arbeitsplätze und 16 Beschäftigungsplätze (Tagesstätte).

Die Wohngruppen sind sowohl nach Geschlecht, als auch nach Behinderungsgrad und Alter durchmisch und sind an 365 Tagen/Jahr, rund um die Uhr, betreut. Vom Montag bis Freitag gehen die Bewohnerinnen und Bewohner (momentan im Alter von 18 bis 63 Jahren) in verschiedenen Arbeits- und Beschäftigungsbereichen einer auf ihre Bedürfnisse abgestimmten Tätigkeit nach. In einzelnen Fällen werden auch berufliche Eingliederungsmassnahmen gemäss IV gefördert.

(mko)

